

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 51 (1961)

Artikel: Religiöse Sondergemeinschaften im Zürcher Oberland

Autor: Betulius, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schmiedewerkstatt mit Esse, altem Blasebalg und Amboss zusammengestellt, die wirklich nun die Geräte zeigt, wie sie seinerzeit gebraucht wurden. Bei meinem Besuche war es erfreulich zu sehen, wie der alte Meister, der beim Aufstellen der Gerätschaften mithalf, beim Ergreifen von Hammer und Zangen aus alten Zeiten aufleuchtete und wie er seine persönlichen Erinnerungen aus einer fernen Lehrzeit zum besten gab.

Allen Besuchern der Unterseegegend möchte ich sehr empfehlen, eine Stunde dem Kleinod von Steckborn zu widmen. Sie werden den Gang auch bei prächtigem Sonnenschein nicht bereuen, bietet sich doch vom Museum stets ein herrlicher Ausblick auf den See. Anderseits hoffe ich, dass die Sammlung von Steckborn, die nur auf dem engen Gebiet der Gemeinde beruht, auch ihre Nachahmer finde. Es liegt noch so viel altes Gut in Dachböden, das dort zugrunde geht und schliesslich in den Ofen oder auf den Abfallberg wandert. Alle diese Dinge, gesammelt und geordnet, geben über gewisse Tätigkeiten eines Dorfes Aufschluss und finden auch das Interesse der Bevölkerung, vor allem der Jungen und oft auch der Zugezogenen, wenn man es versteht, die Dinge in neuem Leben zu zeigen. So erhält die Idee des Heimatmuseums einen aufbauenden Charakter und verliert den oft recht deutlichen Modergeruch.

Religiöse Sondergemeinschaften im Zürcher Oberland¹

Von *Walter Betilius*, Wallisellen/Zürich

Als vor einigen Jahren ein Pfarrer im Zürcher Oberland seiner Konfirmandenklasse Gottfried Kellers Novelle «Ursula» zur Lektüre empfahl, ist ihm das von den Angehörigen der in jener Gemeinde vertretenen Täufergemeinschaft sehr übel genommen worden. Von dem in der betreffenden Erzählung geschilderten religiösen Schwärmtum der Reformationszeit will man in diesen Kreisen nichts wissen; dagegen weist man Recht darauf hin, dass nach Zeiten harter Verfolgung die Täufer sich durch ihre stille Arbeitsamkeit, ernste, zuchtvolle Lebensweise und ihr tätiges Christentum weitherum Achtung und Anerkennung erworben haben. Jetzt noch erinnere aber die sogenannte «Täuferhöhle» am Allmann oberhalb Wappenswil daran, dass einst zur Abhaltung von Versammlungen und Gottesdiensten

¹ Aus Anlass unserer Jahresversammlung in Zürich am 6./7. Mai dieses Jahres, brachte die Neue Zürcher Zeitung eine Sondernummer mit mehreren volkskundlichen Beiträgen heraus. Weil diese Aufsätze schöne und wertvolle Themen behandeln, hielt es die Redaktionskommission für erwünscht, sie auch im «Korrespondenzblatt» unseren Lesern vorzulegen. Die NZZ gab bereitwillig und zuvorkommend die Erlaubnis zum Nachdruck, wofür wir ihr hier gerne danken. Wir werden die betreffenden Aufsätze in diesem und dem nächsten Heft bringen.

Die Redaktion

ein solches Refugium aufgesucht werden musste. Da nun heute die Täufer, welche sich übrigens im 19. Jahrhundert in Alt- und Neutäufer aufgespalten haben, wohl die älteste, keineswegs aber die einzige religiöse Sondergemeinschaft im Zürcher Oberland sind – insgesamt können nahezu zwanzig Vereinigungen namhaft gemacht werden –, wäre zu untersuchen, was denn eigentlich zur Bildung und Erhaltung derartiger «Sektengegenden» geführt und beigetragen hat.

Im Jahre 1206 oder 1208 wurde im Zürcher Oberland die Prämonstratenserabtei gegründet. Die im Kloster selbst verfasste, von 1441 datierte Stiftungsgeschichte enthält nun bald am Anfang folgenden Hinweis: «Die Bauern aber dieses Ortes waren fast alle Sektierer (haereticici), und einer von ihnen, welcher Berchtold hiess, ein Schuster, war gewissemassen der Meister (quasi magister) nicht allein der Sektierer aus der Umgegend, sondern fast aller, welche im Lande waren. Er hielt in seinem Hause Versammlungen (conventicula); dabei kamen sie von allen Seiten zusammen, und hier wurden die Ungelehrten gelehrt, welche die vollkommene Ketzerei erlernen wollten.»

Nach der Schenkung des betreffenden Grundstücks und daran anschliessenden Besitzes der Regensberger an den Prämonstratenserorden zum Zwecke eines Klosterbaues wurden die dort ansässigen Bauern vertrieben. Ja es scheint, dass, abgesehen von der geographisch sehr günstigen Lage Rütis, der Klosterbau mit Absicht in jenem Zentrum der Häretiker ausgeführt werden sollte. Welche Mühe jedoch die Ordensleute mit den verjagten Bauern hatten, berichtet weiter die Stiftungsgeschichte. «Die grösste Arbeit aber, die sie hatten, rührte von den Sektierern her, welche dort ausgewiesen worden waren; denn der Teufel missgönnte ihnen, diesen Platz zu besitzen, wo er oft so viele Seelen gewonnen hatte, und er liess nicht nach, seine eigenen Knechte dazu aufzustacheln, diesen neuen Bewohnern alles Böse, was er konnte, zuzufügen; denn eines Jahres zündeten sie ihnen ihre Scheune mit aller Frucht und allem Heu an.»

Es ist nicht mehr möglich, festzustellen, um welche Art von Sektierern es sich hier gehandelt hat, ob um Manichäer, Waldenser, Albigenser oder andere. Tatsächlich ist aber in der Folge von der Prämonstratenserabtei Rüti nicht viel geistiges Leben und religiöse Zucht ausgegangen, was dem Bestehen und der Neubildung von Dissidentengruppen nur förderlich sein konnte. Fast gleichzeitig mit der Abtei Rüti entstand übrigens auch das Johanniterhaus in Bubikon.

Nach den Täuferwirren im 16. Jahrhundert entwickelte und festigte sich aber auf dem Boden der autoritären reformierten Staatskirche eine traditionalistische, das ganze Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft prägende Volksfrömmigkeit, ausgerichtet auf die Zehn Gebote, auf strenge Rechtlichkeit und Ehrbarkeit. Freilich konnte die protestantische Theologie,

die einen unsinnlichen, fast ohne äussere Gebärde und Zeichen zu übenden Glauben forderte, nicht eigentlich volkstümlich werden. Zentrale Begriffe wie Dreieinigkeit, Busse, Gnade und Erlösung blieben in ihrem geistigen Gehalt und Wirken unverstanden, und die Beschränkung auf «das reine Wort» führte im Volk bald zum Formalismus und damit zu allerlei magischen Praktiken. Denn gerade auch im religiösen Bereich bestand hier von jeher das Bedürfnis, Abstraktes schaubar, hörbar und handgreiflich zu machen.

In der Folgezeit sahen sich die vielfacherstarre Kirchenlehre und das überlieferte Glaubensgut von verschiedenen Seiten her heftigen Angriffen ausgesetzt. Erweckungsbewegungen strebten nach der Trennung von Kirche und Staat und beriefen sich auf das persönliche Glaubenserlebnis, die Bekehrung, Erwählung und Heilsgewissheit ihrer Anhänger. Anderseits stellten Aufklärung und religiöser Rationalismus das kirchliche Erbe, vorab die unbedingte Gültigkeit des Bibelwortes, in Frage. Historisch-wissenschaftliche Bibel- und Dogmenkritik wies zahlreiche Bestandteile des bisher Gelehrten und Gelernten der Geschichte oder Legende zu, wogegen sich Poesie und Philosophie, bürgerliche Moral und aufklärerische Pädagogik mit der Religion zu verschwistern suchten, um modernes Kulturbewusstsein nicht in Widerspruch zu christlichem Glauben geraten zu lassen. Wenn sich bisher die Schule der Kirche unterordnen musste, so wurde nun gefordert, die Kirchenlehre dürfte nicht hinter den neuen, von der Schule vermittelten wissenschaftlichen Erkenntnissen zurückbleiben. Damit hatte aber der Glaube mehr und mehr in den engen Bezirk individueller Überzeugung zurückzutreten.

Das menschliche Bedürfnis nach Schutz und Sicherung, nach Halt und Rückhalt in der Gemeinschaft wird naturgemäß in Zeiten des Umbruchs, des Zerfalls überliefelter Formen und der Suche nach dem noch Unbekannten besonders stark. Das trifft zu für Krisen sowohl im wirtschaftlichen als auch im geistigen Leben. Wenn daher im deutschschweizerisch-reformierten Volksteil überliefelter Glaube und traditionelle Kirchlichkeit ein letztes Bollwerk gegen die Ideen der Aufklärung gebildet hatten, so vermochte auch dieses im Laufe des 19. Jahrhunderts der Zersetzung immer weniger standzuhalten. Die Auflösung der Landeskirche schien eine Zeitlang unmittelbar bevorzustehen. Der Zwiespalt zwischen alter Frömmigkeit und aufklärerischem Populärwissen, zwischen bisheriger Sozialordnung und neuen Sozialforderungen trat mit aller Schärfe zutage und führte zu folgeschwerer Zersplitterung; da wurden die Naturwissenschaften zum Religionssurrogat, dort suchte man Anschluss an enge religiöse Sondergemeinschaften und Sekten; der theoretische und praktische Materialismus fand seine Anhänger, so gut wie moralischer Aesthetizismus und vielgestaltiger Synergismus.

Das Zürcher Oberland, Randzone zwischen Alpengebiet und Mittelland, wo die Bevölkerung sich zusammensetzt aus Kleinbauern, krisenbedrohten Heim- und Industriearbeiterfamilien, hat nun offenbar jenen der Unsicherheit preisgegebenen und daher geistig bewegten Menschentyp hervorgebracht, wie er sich uns, jedenfalls für das vergangene Jahrhundert, in der Autobiographie des Jakob Stutz «Sieben Mal sieben Jahre aus meinem Leben. Als Beitrag zur näheren Kenntnis des Volkes» darstellt. Aus Armut und Kümmernis, aus Enge und Bindung an Dorfgemeinschaft und Tradition sucht er, wenigstens geistig, auszubrechen, und wo ihm das nicht oder nur halbwegs gelingt, verfällt er ins Spintisieren, Grübeln und Hoffen auf eine bessere Welt. Aus dieser Situation wird auch die Bildung religiöser Sondergemeinschaften verständlich. So sagte Jakob Stutz von sich selber:

«Ich weiss nicht, wie ich für die Sache stets mehr eingenommen wurde, redete viel darüber, sagte, wie ich es in den Versammlungen häufig hörte und in den pietistischen Schriften gelesen hatte, dass wir grundverdorbene, fluch- und verdammungswürdige Menschen seien, dass wir einzig nur durch das Blut Christi, durch sein Leiden und Sterben Gnade und Vergebung unserer Sünden erlangen können. Wir mit unseren Sünden zuerst zum Sohn, nicht zum Vater, zu Gott gehen sollen. Das ist verkehrt, wenn man zu Gott betet; zum Heiland sollen wir beten . . . Ferner redete ich darüber, wie bald es mit den Menschen aus sein könne; wenn wir unversöhnt und unvorbereitet sterben müssen, wir ja ewig verloren gehen würden. Auch sei mir immer, als ob der Jüngste Tag uns gewiss nicht mehr fern sein könne . . . Meine Worte müssen diesen Leuten, ohne dass ich es meinte, tief zu Herzen gegangen sein . . . Mein Wort war aber gewiss ein Wort, das von Herzen kam; denn ich glaubte kindlich und buchstäblich und liess die Vernunft keine Einwendungen machen.» Später kam Jakob Stutz zu einer nüchterneren Einstellung und äusserte den Separatisten gegenüber allerlei Kritik. Er baute sich dann in Sternenberg eine eigene Klause mit Türmchen und Glocke. Hier in seiner «Jakobszelle» errichtete er sich einen Altar, der mit ewigem Licht, mit Kränzen und Totengebin geschmückt war. Um den seltsamen Klausner scharte sich ein Kreis Gleichgesinnter, «Veilchenbund» genannt, der seinerseits durch Veröffentlichung von Gedichten und Erzählungen zur Volksbildung beitragen wollte.

Zurzeit ist das religiöse Leben im Zürcher Oberland ruhig; die zahlreichen Sondergemeinschaften haben sich weitgehend sozusagen eingebürgert und stehen kaum mehr in stärkerer öffentlicher Auseinandersetzung mit anderen Kreisen. Bespötteleien von aussen und Dispute innerhalb einzelner Gruppen hören freilich nie ganz auf. Als weiterer Traditionskreis und damit als eine Art Rückversicherung gilt allerdings da und dort bei einigen Gemeinschaftsleuten doch noch die Landeskirche. Man bezahlt weiterhin die (halbe) Kirchensteuer oder beruft sich darauf, dass man seinerzeit in der

Kirche getauft, konfirmiert oder getraut worden sei. Der eigentliche Stubengottesdienst, das «Stündli», wird noch, und zwar jeweils an einem Werktagabend, abgehalten in den kleineren Dörfern und Weilern; am Sonntag aber geht man «i die gross Versammlig» nach Rüti, Wetzikon oder gelegentlich gar nach Zürich. Verkirchlichung und Zentralisierung der Gottesdienste sind teilweise schon recht weit fortgeschritten. Gemäss direkten Angaben von Gemeinschaftsangehörigen stammen die meisten Mitglieder – mit grösseren Ausnahmen bei der «Christlichen Wissenschaft» – aus Arbeiter- oder Kleinbauernkreisen. Wo man nicht schon von Hause aus «dabei» war, da hat fast durchweg ein äusserer Umstand, Widerwärtiges verschiedenster Art, Enttäuschung, Einsamkeit, Krankheit, Tod eines Angehörigen zum Anschluss an die neue Gemeinschaft geführt. Dass dort dann manchen Bedürfnissen viel weitergehend entsprochen wird als in der Landeskirche, wird von dieser selbst zugegeben. «Me ischt drum nöcher bi der Sach», sagte mir eine Frau ganz einfach.

Ein individuelles religiöses Verständnis darf bei den Mitgliedern dieser Sondergemeinschaften nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden. Sie suchen vor allem einen engeren Zusammenschluss, ein sinnlicheres, lebendigeres, intensiveres geistliches Leben und religiösen Besitz. Dieser gemeinsame Besitz und seine Verwaltung wird dann bald wieder zur Tradition, zu festen Formen und Fassungen. «Aber es war nichts Neues und Unerhörtes, was sie (Frau Ursula und ihre Tochter Agathchen) vorbrachten, sondern die alte harte unddürre Geschichte vom Sündenfall, von der Versöhnung Gottes durch das Blut seines Sohnes, der demnächst kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Toten, von der Auferstehung des Fleisches und der Gebeine, von der Hölle und der ewigen Verdammnis und von dem unabdingten Glauben an alle diese Dinge. Das alles erzählten sie wie etwas, das niemand so recht und gut weiss wie sie und ihre Gemeinde, und sie brachten es vor, nicht mit der menschlich-schönen Anmut, die ihnen sonst innewohnte bei allem, was sie taten und sagten, sondern mit einer hastigen Trockenheit, eintönig und farblos, wie ein auswendig Gelerntes . . . Dazu redeten sie, in einfältiger Nachahmung ihrer Prediger, unbeholfen und ungefälltig, ja befehlshaberisch in Hinsicht auf das bei jedem zweiten Wort wieder geforderte Glauben.» So nachzulesen in Gottfried Kellers Novelle «Das verlorene Lachen», wo in knappen Hinweisen Wesentliches über die religiösen Sondergemeinschaften und ihre Mitglieder ausgesagt wird.

Freilich kann gerade auch eine religiöse Sondergemeinschaft und ihre Lehre dann und wann vorübergehend zur Mode, also zur Massenangelegenheit werden. Vor allem die anfängliche «Bewegung» oder «Erweckung» ist dieser Gefahr ausgesetzt.

Was ist nun aber das, was volkstümliche und insbesondere «sektiererische» Glaubensübung aus der Hochreligion und Kirchenlehre übernimmt und

für sich adaptiert? Und kann angenommen werden, es sei dies eben das dem religiösen Bedürfnis des Menschen letztlich Gemäss, Genügende? Der Volksglaube steht im Spannungsfeld zwischen Tremendum und Fasinosum. Er relativiert die Religion, versinnlicht und konkretisiert ihre Lehre und bezieht sie so in die engste Umwelt ein. Beruht nun einerseits die altbäuerlich-konservative, weitgehend alttestamentlich bestimmte Religiosität in ihrer Beziehung zu Gott auf dem nüchternen «do ut des», so wird das neuere religiöse Gemeinschaftsleben bestimmt durch eine stark gefühlsbetonte, nach Heilsgewissheit drängende Jesusfrömmigkeit und durch intensive Beschäftigung mit den «letzten Dingen». Grosser Wert wird auf die Bekehrung gelegt. Die Abkehr von der «Welt» tritt neuerdings zurück hinter einer eifrigen Missionstätigkeit.

Dieses Anschauliche, Miterlebbare des Kults, dieses genau Vorgeschriften der praktischen Tat kann zweifellos das volkstümliche Religionsbedürfnis weitgehend befriedigen. Dagegen haben es die pädagogischen Absichten der Kirche schwer, sich durchzusetzen, denn sie wollen es nicht bei einer einmaligen Bekehrung bewenden lassen, sondern sie möchten zu immer besserer und höherer Erkenntnis des Göttlichen führen. Ohne verbindliches Traditionsgut kommt aber weder die Kirche noch die religiöse Sondergemeinschaft aus, wenn sie als Gemeinschaft Bestand haben will. Diesem Traditionsgut nachzugehen, seine gemeinschaftsbildenden und gemeinschaftserhaltenden Kräfte zu erforschen, ist Aufgabe der religiösen Volkskunde.

Entwicklungshilfe im Spiegel zürcherischer Sozialgeschichte¹

Von Rudolf Braun, z. Z. Kingston (U.S.A.)

Die volkskundlich gerichtete Untersuchung der zürcherischen Sozialgeschichte² macht uns besonders im Hinblick auf die Anfänge der Industrie bewusst, welch langer Prozess nötig war, um Träger der Sach- und Geisteswelt zu werden, die wir als exogene Hilfe den Entwicklungsländern überbringen, und welch tiefgreifende strukturelle Veränderungen für Gesellschaft und Staat dieser Prozess in sich schloss. Dadurch werden wir hellhöriger für die Probleme der Entwicklungsländer und lernen die Verantwortung abschätzen, die wir als Helfende auf uns nehmen. Unsere Zürcher Verhältnisse mögen dies kurz illustrieren.

¹ Nachdruck aus der NZZ, 7. Mai 1961.

² vgl. R. Braun, Industrialisierung und Volksleben. Bd. 1: Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch-Verlag, 1960.